



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**


Sickel, Paul: Die Stellung des höheren Lehrerstandes im geistigen Leben  
der Gegenwart und der Zukunft

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Stellung des höheren Lehrerstandes im geistigen Leben der Gegenwart und der Zukunft

Von Paul Sichel

 er von der hohen menschlichen Bedeutung des Erzieherberufes durchdrungen ist, wird, wenn er die Geschichte des Lehrerstandes durchblättert, mit Erstaunen, ja mit einer gewissen Beschämung den schreienden Widerspruch bemerken, der bis in die jüngste Vergangenheit zwischen der idealen Aufgabe und den tatsächlichen äußeren Lebensverhältnissen der Lehrenden bestanden hat. Während der Geistliche, der Richter, der Arzt trotz der für unsere Begriffe oft bescheidenen Leistungen sich schon früh einer hohen sozialen Achtung erfreute, haftete der Tätigkeit des berufsmäßigen Jugendbildners noch etwas von der untergeordneten Stellung des griechischen „Pädagogen“ an. Drückende wirtschaftliche Verhältnisse, Mangel an Anerkennung für eine meist aufreibende Arbeit, dazu geringes gesellschaftliches Ansehen haben den Lehrberuf jahrhundertlang zu einem wenig beneidenswerten gemacht. Nicht nur die Volksschullehrer seufzen unter der Last eines kümmerlichen Daseins. Auch der höhere Lehrerstand litt unter solchen Mißständen, ja hat es bis in die Gegenwart nicht vermocht, den Druck einer schweren Vergangenheit ganz zu überwinden. Und als sich schließlich die äußeren Verhältnisse des Standes nach langen Kämpfen einigermaßen gebessert hatten, konnte man des errungenen Erfolges doch nicht so recht froh werden. Denn die allgemeine Unzufriedenheit mit dem modernen Unterrichts- und Erziehungswesen der höheren Schule hatte mittlerweile in der Öffentlichkeit eine gereizte Stimmung gegen deren Vertreter erzeugt, die von Haß oft nicht allzuweit entfernt war. In der Romanliteratur läßt sich der Wandel der Anschauung über den Gymnasiallehrer leicht verfolgen. Spielte er früher meist die Rolle des gelehrten, vielleicht weltfremden, aber durchweg wohlwollenden Jugendbildners, so wurde er neuerdings gern als der einseitige, ja geradezu beschränkte und mit allen möglichen Untugenden behaftete Schulmeister und Jugendtyrann dargestellt. Man erinnere sich nur, was für ein abschreckendes Bild des Schulbetriebes und der Lehrerpersönlichkeiten in einem literarisch so bedeutsamen Werke wie Thomas Manns „Buddenbrooks“ entworfen wird. Mögen derartige Schilderungen auch auf vereinzelt persönlichen Erfahrungen beruhen, die mit künstlerischer Freiheit verallgemeinert und übertrieben wurden,

so sind sie doch für eine weit verbreitete Stimmung kennzeichnend. Während also der Oberlehrerstand durch seine wirtschaftliche Hebung sich äußerlich in der Gesellschaft eine viel günstigere Lage erobert hat, ist dagegen die Bewertung seiner Berufstätigkeit nicht in gleichem Maße gestiegen. Und wenn ehemals sein Verhältnis zur Öffentlichkeit wesentlich durch das Gefühl sozialer Beengung bestimmt war, so trat jetzt eine Art Spannung ein, die wiederum die freie Entfaltung aller in ihm vorhandenen Kräfte hemmen mußte.

Die Tatsache, daß der Oberlehrerstand im öffentlichen Leben nicht die Rolle spielt, die ihm nach seinen geistigen Fähigkeiten zukommt, hat die verschiedensten Ursachen, die allerdings nur zu einem Teil in der kulturgeschichtlichen Entwicklung, zum anderen vielmehr in der Eigenart des Lehrberufes selbst zu suchen sind.

Bekanntlich hat etwa nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland durch den Aufschwung der Industrie eine Umschichtung der Stände stattgefunden: die sogenannten gelehrten Berufe wurden in ihrer sozialen Stellung durch die emporsteigenden Industriellen und Unternehmer zurückgedrängt. Der Geist des Unternehmertums mit seiner ausschließlichen Bewertung des materiellen Erfolges machte sich zu ungunsten derjenigen Kreise geltend, die man bisher als die „gebildeten“ anerkannt hatte. „Der Sieg solcher Strömungen würde“, wie Karl Lamprecht ausführt, „zu der . . . Konsequenz führen, daß soziale Wertung allein noch von unternehmerischem Erfolg abgeleitet würde und daß eine geistige Bildung eingehenderer Art nicht mehr als durchaus regelmäßige Voraussetzung angesehen würde für hohe gesellschaftliche — und damit politische — Geltung. Der Begriff eines geistigen Adels würde damit verloren gehen oder wenigstens wesentlichen Umgestaltungen anheimfallen.“ So weit ist es glücklicherweise bei uns im Gegensatz zu englischen und amerikanischen Verhältnissen noch nicht gekommen. Aber daß die akademischen Berufe, auch der des Arztes und des Juristen, in der öffentlichen Schätzung zurückgegangen oder doch von den neu emporgekommenen „Aristokraten der bürgerlichen Unternehmung“ überholt worden sind, läßt sich nicht bestreiten. Nun hat es der Oberlehrerstand zwar verstanden, die gegebenen Verhältnisse auszunutzen, indem er es durch Organisation zu einem beträchtlichen wirtschaftlichen Aufstieg brachte. Aber die größere gesellschaftliche Anerkennung, die sich als Folge der finanziellen Sicherung bald einstellte, vermochte doch nicht das starke Mißtrauen zu heben, das sich gegen die berufliche Tätigkeit des einzelnen wie das ganze Erziehungs- und Unterrichtssystem herausgebildet hatte. Man fand die Arbeit der höheren Schule unzeitgemäß, lebensfremd, einseitig intellektualistisch; und, was doch wesentlich dem System zu schulden kam, wurde den Vertretern des Standes zur Last gelegt. Solche aus den Zeitverhältnissen entspringende Kritik verstärkte noch die Spannung, die wohl immer zwischen Schule und Öffentlichkeit bestehen wird. Eine Anerkennung, deren sich andere Berufe mit ähnlicher oder auch geringerer Vorbildung zu erfreuen haben, kann der Philologe

nicht erwarten. Schon daß er es nur mit der Jugend zu tun hat, drückt seine Leistung in den Augen der großen Menge herab. Die entfernte Ähnlichkeit, die gewisse Amtshandlungen mit der Polizeiaufsicht haben, wirkt auch nicht gerade erhöhend. Dazu kommt, daß seine ganze Tätigkeit, ja jedes Wort und jede Bewegung einer unreifen, aber scharfen Beurteilung unterliegt; denn selbst der Primaner wird meist nicht imstande sein, den persönlichen Wert gerade des bedeutenden Lehrers zu erfassen. Die Eltern aber sehen den Lehrer doch vielfach mit den Augen ihrer Kinder. Wie viel unabhängiger steht in dieser Beziehung der Jurist, der Arzt, der Geistliche da!

Ein solches Verhältnis zur Öffentlichkeit muß natürlich das ganze Lebensgefühl des Jugenderziehers beeinflussen. Aber in seiner Berufstätigkeit selbst liegen noch Momente, die jene polare Abstufung verstärken. Zunächst wirkt das Bewußtsein, beständig einer unzulänglichen Kritik ausgesetzt zu sein, und der Zwang, sich auch in kleinlichen Dingen stets „zusammennehmen“ zu müssen, auf manchen wie ein leiser Druck. Von freieren Geistern aber wird die fortgesetzte Hemmung ihrer Tätigkeit durch allzuvielen amtliche Vorschriften und Regelungen als eine schwere und unnötige Last empfunden. Und selbst wo dies durch außergewöhnlich günstige Verhältnisse weniger der Fall ist, bleibt gerade für den Begabten und Höherstrebenden eine seelische Bindung bestehen, die mit der Erzieher- und Lehrertätigkeit nun einmal unlösbar verknüpft ist. Denn in der Entfaltung seiner persönlichsten Eigenart, in dem frohen Drange, den ganzen reichen Gehalt seines Innenlebens freigebig in die Seelen seiner Zöglinge überströmen zu lassen, sieht er sich allenthalben durch eine strenge didaktische Methode gezügelt, die den gegebenen Stoff doch nicht nur formt, sondern oft genug dem kindlichen Verständnis zuliebe auch vergewaltigen muß. Und ähnlich findet der Wunsch, den jugendlichen Freunden recht menschlich zu begegnen, an den Bedingungen der Schulzucht und der Massenerziehung seine Schranken. Es wird einer besonders glücklichen pädagogischen Beanlagung bedürfen, daß dieser Widerstreit zwischen subjektivem Wollen und Können und objektiv sachlicher Anforderung überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt. Meist dagegen wird daraus eine innere Hemmung entstehen, die kaum bei irgendeinem anderen Berufe in solchem Maße vorkommt, weil keiner — es sei denn der des Geistlichen — eine solche Einsetzung der ganzen Persönlichkeit verlangt. Daß eine derartige Fesselung der geistigen Beweglichkeit gelegentlich zu pedantischem Wesen führen wird, ist natürlich. Worauf es hier ankam, war zu zeigen, daß schon in der psychologischen Eigenart der Erzieherstätigkeit Momente liegen, die einer freien Ausweitung des Charakters und dadurch mittelbar der Neigung zu öffentlicher Wirksamkeit entgegenarbeiten. Dazu kommt nun in manchen Fällen noch private wissenschaftliche oder schriftstellerische Tätigkeit, die ein eingezogenes Leben veranlaßt, in anderen ein gewisser Unmut oder gar Erbitterung über die beständigen Angriffe, denen die mit strengem Pflichtgefühl und oft mit Aufopferung erledigte Berufsarbeit ausgesetzt ist. Auch hat das

Gefühl, anderen Ständen gegenüber, mit denen man sich vergleichen konnte, von den Behörden zurückgesetzt worden zu sein, tiefe Wurzel gefaßt, wodurch wieder die Bereitwilligkeit an öffentlichen Angelegenheiten teilzunehmen leiden mußte. Aber andererseits läßt sich auch nicht leugnen, daß, wie die Entwicklung des Schulwesens so auch die des Oberlehrerstandes nicht überall gleichen Schritt gehalten hat mit dem schnellen Vordrängen der letzten Jahrzehnte. Damit soll durchaus kein Tadel ausgesprochen sein. Vielmehr, wenn sich ideale wissenschaftliche Gesinnung von dem zunehmenden materialistischen Nützlichkeitswahn abgestoßen fühlte, so konnte solche vornehme Zurückhaltung nur zur Ehre gereichen. Aber das hindert nicht, daß nun doch viele und vielleicht die besten von dem geistigen Leben der Zeit abseits standen und der Stand als ganzer nicht die Teilnahme an den allgemeinen Kulturaufgaben zeigte, die wohl von ihm zu erwarten war.

Schon die Vorbildung der Philologen wirkt in dieser Richtung. Die lange und eingehende Beschäftigung mit einer oder nur wenigen Fachwissenschaften, die zum Teil recht abstrakt sind, bringt leicht eine gewisse Einseitigkeit mit sich. Innerhalb der notwendig gezogenen Grenzen aber fehlt auch dem Wissen die Gegenwartsbeziehung; der Lebenswert steht ganz zurück gegen den reinen Wissenschaftswert. So konnte man die Lehrbefähigung im Deutschen für alle Klassen erlangen, ohne auch nur eine ganz oberflächliche Kenntnis der neuesten Literatur, geschweige denn einen ausgebildeten literarischen Geschmack zu besitzen. Und mancher Naturwissenschaftler ist in der uns umgebenden „wirklichen“ Natur recht wenig zu Hause. Daher war der Vorwurf der Weltfremdheit nicht immer unberechtigt. Dann aber nahm auch der jahrelange Kampf um wirtschaftliche und soziale Hebung, der sich bei den in Deutschland herrschenden Verhältnissen auch auf eine an sich so äußerliche Sache wie die Titelfrage erstrecken mußte, die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß er weniger tief angelegte Naturen wohl von geistigen Bestrebungen ablenken konnte. Nicht zu vergessen ist ferner die stärkere Betonung des Beamtencharakters, die das Lebens- und Berufsgefühl des einzelnen stark beeinflusste. Der heutige Lehrer ist „Erziehungsbeamter“; und das Beamtenbewußtsein, das in einer eigentümlichen Mischung von Abhängigkeits- und Unabhängigkeitsgefühl besteht, hat das frühere Gelehrtenbewußtsein ganz zurückgedrängt. Der Lehrer weiß sich jetzt mindestens ebenso sehr im Dienste des Staates als in dem der Wissenschaft stehend. Und doch ist im tiefsten Grunde freie Wissenschaftlichkeit mit der Abhängigkeit des Beamten unvereinbar.

Vielleicht noch mehr als bei den Lehrern hat sich diese Veränderung bei den höheren Stellen des Standes, den Direktoren und Provinzialschulräten, geltend gemacht. Die Zeit der pädagogisch und wissenschaftlich hervorragenden Direktoren fiel wesentlich mit der Periode des Neuhumanismus vor etwa hundert Jahren zusammen. Durch die zunehmende staatliche Organisation und die Vergrößerung der Lehranstalten sind deren Leiter mehr und mehr zu Ver-

waltungsbeamten geworden, deren Tätigkeit als Lehrer und Gelehrte durch einen Wust von Bureauarbeit überwuchert wird. Es werden von ihnen, zumal in den großen Städten, so verschiedenartige Leistungen verlangt, wie sie nur schwer miteinander zu vereinigen sind. Der heutige Direktor ist nicht mehr der „Schulmonarch“ früherer Zeiten, sondern eher der diplomatische Vermittler zwischen sich entgegenwirkenden Elementen, zwischen Behörde, Lehrerkollegium, Schülern und Elternhaus. Bei städtischen Anstalten kommt dazu noch die unsichere Stellung zu der staatlichen Aufsichtsbehörde und der kommunalen Verwaltung, die besonders dadurch verwickelt wird, daß die Städte auf Grund ihrer finanziellen Unterstützung größeren Einfluß auch auf die inneren Angelegenheiten der Schule anstreben. So wird die Arbeits- und Denkfraft der Schuldirektoren in weitgehendem Maße von der Hauptaufgabe, der Leitung des Unterrichts und der Erziehung, abgezogen und auf die Dauer ein Typus des Direktors entwickelt, der nicht als ein erfreulicher Fortschritt gegen früher anzusehen ist. Ähnliches gilt von den Provinzialschulräten, die fast ganz zu Verwaltungs- und Aufsichtsbeamten geworden sind und auch bei außergewöhnlicher Schaffenskraft kaum noch Zeit zu fruchtbarer wissenschaftlicher Beschäftigung finden.

Angefaßt der geschilderten Verhältnisse erhebt sich nun die doppelte Frage, ob eine Erweiterung der Interessen und der Wirksamkeit des Oberlehrerstandes heutzutage überhaupt möglich und ob sie für die eigentliche Erziehungs- und Unterrichtsaufgabe des Lehrers wünschenswert ist.

Was den zweiten Punkt betrifft, so kann sicher die Erziehung der Jugend ein Menschenleben in der würdigsten Weise ausfüllen, und es sind wohl nicht die schlechtesten Lehrerpersönlichkeiten, die ganz in ihrem Berufe aufgehen und in der Heranbildung des zukünftigen Geschlechtes ihre Lebensaufgabe wie ihr Lebensglück finden. Auch hat solche Beschränkung auf einen engeren Wirkungsbereich ihre Verteidiger gehabt. Am schroffsten hat diesen Standpunkt Paul de Lagarde vertreten: „Niemand, der andere unterweisen soll, kann anders leben als in der Einsamkeit. Er muß schon soviel sprechen und sein Wesen preisgeben, daß er völlig verlumpt, wenn er außerhalb der Schule etwas anderes tut als arbeiten und schweigen.“ Gewiß mag für manche ein zurückgezogenes, verinnerlichtes Leben naturgemäß, ja notwendig sein; aber es ist darum nicht für alle das Richtige. Eine Ausweitung des Gedanken- und Schaffenskreises und die daraus entstehende Menschenkenntnis wird nicht nur für die ganze Persönlichkeit des Erziehers fruchtbringend sein, sondern auch den Blick für die Erfordernisse des Jugendlebens schärfen. Es ist einmal so, daß Wissen, wo es die Berührung mit der praktischen Welt meidet, eine Einengung der Persönlichkeit zur Folge hat, ja egoistisch macht; niemals kann es die freie Bewegung und das Handeln in der Welt ersetzen. Der Ansicht de Lagarde's möchten wir deshalb die Forderung Fichtes gegenüberstellen, der vom Gelehrten, wozu er ausdrücklich auch die Lehrer der „niederer gelehrten Schulen“ rechnet, eine stete

lebendige Beziehung zur Gesellschaft verlangt. „Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt“, heißt es in der Schrift „Über die Bestimmung des Gelehrten“; „er ist, insofern er Gelehrter ist, mehr als irgend ein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat demnach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mitteilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchstmöglichen Grade in sich auszubilden.“ Empfänglichkeit müsse er schon deshalb besitzen, um sich das ganze Wissen der Zeit, soweit es sein Gebiet betrifft, anzueignen. „Der Mitteilungsfertigkeit bedarf der Gelehrte immer; denn er besitzt seine Kenntnisse nicht für sich selbst, sondern für die Gesellschaft.“ Als die eigentliche Bestimmung des Gelehrten bezeichnet Fichte sodann „die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechtes im allgemeinen und die stete Beförderung dieses Fortganges“ und sieht im Gelehrten den „Lehrer des Menschengeschlechtes“. Wenn uns solche Worte vertiegt erscheinen, so liegt das daran, daß die allgemeine Achtung vor der Würde der Wissenschaft so tief gesunken ist und man in weiteren Kreisen nur noch denjenigen Wissensgebieten Anerkennung zollt, die sich in technischen oder sonstigen nützlichen Ergebnissen bewähren. Es ist aber an der Zeit, daß wir uns den Idealismus der Wissenschaft zurückerobern, und dazu muß der höhere Lehrerstand das Seinige beitragen.

Sollen aber die in ihm vorhandenen geistigen und ethischen Kräfte für weitere Aufgaben wirksam gemacht werden, so bedarf es dazu in erster Linie der Überwindung des engen fachwissenschaftlichen Geistes, der heute noch allzu sehr die Anschauungen und die Tätigkeit der meisten Philologen beherrscht. Hier könnte nur eingeworfen werden, daß bei der ungeheuren Ausdehnung aller Wissenszweige nur die Beschränkung auf ein einzelnes Gebiet die erforderliche Gründlichkeit verbürge und daß das Streben nach Vielseitigkeit sehr leicht zu flacher Oberflächlichkeit ausarten könne. Daß solcher Verflachung der Bildung hier nicht das Wort geredet wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie es gemeint ist, läßt sich am besten durch Goethes Ansicht wiedergeben, der zwar einerseits sagt: „Eins recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen“ (Wanderjahre. 1. Buch. Schluß), aber ein andermal folgendes einschärft: „Die Bildung wird zwar von einem Wege angefangen, aber auf ihm nicht vollendet. Einseitige Bildung ist keine Bildung. Man muß zwar von einem Punkte aus, aber nach mehreren Seiten hingehen. Es mag gleichviel sein, ob man seine Bildung von der mathematischen oder philologischen oder künstlerischen Seite her hat, wenn man sie nur hat; sie kann aber in diesen Wissenschaften allein nicht bestehen. Die Wissenschaften einzeln sind gleichsam nur die Sinne, mit denen wir den Gegenständen Face communis.“ (Gespräch mit Riemer, 1807.) Die allgemeine Bildung, die hier verlangt wird, besteht also nicht in horizontaler Ausbreitung über möglichst viele Dinge, sondern in der allmählichen konzentrischen Kristallisation um einen

festen Wissens- und Bildungskern. Der Lehrende muß die Lebensbeziehungen seines Faches und dessen allgemeine Bedeutung für die Kultur seiner Zeit erkennen; und daß eine solche Anschauung mit gründlicher Fachbildung vereinbar ist, ja diese voraussetzt, leuchtet ohne weiteres ein. „Wer sein besonderes Fach nur als besonderes kennt und nicht fähig ist, weder das Allgemeine in ihm zu erkennen, noch den Ausdruck einer universell-wissenschaftlichen Bildung in ihm niederzulegen, ist unwürdig, Lehrer und Bewahrer der Wissenschaft zu sein.“ Dieser Ausspruch Schellings („Methode des akademischen Studiums“, herausgeg. von D. Braun, S. 28—29), legt mit wohlthuender Deutlichkeit die schwache Seite auch des heutigen Bildungswesens bloß. Denn die Einengung des Gesichtskreises auf das Einzelfach hat sowohl die unfruchtbare Zersplitterung unseres höheren Unterrichtsbetriebes wie auch die Entfremdung des Lehrerstandes von den weitergreifenden Lebensaufgaben verschuldet. Nicht als ob dieser Stand, dem innere Regsamkeit wahrlich nicht fehlt, überhaupt nicht fortgeschritten sei; aber er ist nicht in steter Berührung geblieben mit den neuen Anforderungen unserer Kultur, die, wenn nicht reicher, so doch viel verwickelter und problematischer geworden ist. Und gerade, weil die eigentlichen Geistesarbeiter vielfach beiseite standen, mangelte dieser hastigen Entwicklung die innere Durchgeistung und Beseelung. Wie geistesarm die Zeit vor dem Kriege war, ist vielleicht erst jetzt manchem zum Bewußtsein gekommen. Bedenken wir ferner noch die drohende Gefahr, daß plötzlicher Geldgewinn eine gesellschaftliche Schicht in die Höhe heben wird, der wir den Schatz unserer deutschen Bildung nun und nimmer anvertrauen dürfen, so wird man die Forderung gerechtfertigt finden, daß alle im höheren Sinne geistigen Berufe danach trachten müssen, die ihnen gebührende Stellung im Leben der Nation wieder zu erringen. Es dürfen die mannigfachen Kräfte, die in den wissenschaftlich geschulten Ständen schlummern, für die Allgemeinheit nicht verloren gehen. Noch einmal sei betont, daß damit nicht von jedem Jugendbildner verlangt wird, er solle sich öffentlich betätigen. Wo aber Fähigkeit und Neigung dazu vorhanden sind, dürfen äußere Bedenken oder falsche Scheu nicht davor zurückschrecken. Das gebietet schon die sozialökonomische Rücksicht.

Daß solche Erwartungen mehr als bloße Ideale sind, darauf deutet eine Bewegung unter den Studenten hin. Gewisse Wandlungen im akademischen Leben, vor allem auch die soziale Studentenarbeit, zeigen, daß in der studierenden Jugend eine neue Auffassung von ihren nationalen und sozialen Pflichten erwacht ist. Und wahrlich, mit jenem geradezu mittelalterlichen Gebaren, wie es sich besonders im Verbindungsleben erhalten hat, muß endlich einmal aufgeräumt werden. Wer als reifer Mann hört, mit welcher Wichtigkeit der Student die richtigen Formen des „Komments“ oder gar Toilettenfragen behandelt, wie die Persönlichkeiten in erster Linie nach ihrem Äußeren und ihrer geldlichen Leistungsfähigkeit eingeschätzt werden, der hat die peinliche Empfindung, daß das Denken junger Leute, die zu Führern der Nation berufen sind, von

Dingen beherrscht wird, die zu dem Ernste unserer Zukunftsaufgaben im schroffsten Widerspruche stehen. Daß durch solche Lebensauffassung der Standesdünkel, der mit Verachtung auf den Nicht-Akademiker herabsieht, den günstigsten Nährboden findet und politische wie religiöse Gegensätze unnötig verschärft werden, kann nicht wundernehmen. Und die hier eingewurzelten Vorurteile werden auch im späteren Leben nicht immer überwunden.

Bei den angehenden Philologen werden zwar diese Auswüchse des Studentenlebens aus naheliegenden Gründen nicht so sehr in die Erscheinung treten wie bei anderen Fakultäten. Aber die Gesamtaufassung war doch auch hier nicht wesentlich anders. Gerade aber für den zukünftigen Oberlehrer müßte die Studienzeit in höherem Maße als bisher eine Vorbereitung und Hinleitung auf seine ganze demnächstige Lebensstellung und nicht ausschließlich Berufsausbildung im engsten Sinne sein. Vor allem sollte er davon durchdrungen sein, daß die Ansammlung von Wissen und das Bestehen der Staatsprüfung für ihn nicht die ganze Aufgabe umfaßt. Schon auf der Hochschule, muß das Fachstudium getragen sein von einem allgemeinen Erzieher- und Kulturbewußtsein, das allerdings an das bestimmte Fach als seinen Ausgangspunkt anknüpfen muß. Wie eine solche Auffassung hauptsächlich durch feste Begründung der Einzelwissenschaft in einer philosophischen Gesamtanschauung zu gewinnen ist, kann hier nicht näher auseinandergesetzt werden. Besonders wichtig aber ist es, daß der Lehrer, der auf der Universität die strenge Methode „reiner“ Wissenschaft durchgemacht hat, dann auch den Lebenswert der Wissenschaft, der nur nicht mit platter Nützlichkeit zu verwechseln ist, erfasset. Denn darauf kommt es im Schulunterricht vor allem an; darauf auch kann eine öffentliche Wirksamkeit allein aufbauen.

Die wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit des Oberlehrerstandes die, was die Menge der Erzeugnisse angeht, sehr beträchtlich ist und zweifellos auch viele hervorragende Leistungen aufweist, spielt doch für die Fühlung mit dem öffentlichen Leben keine maßgebende Rolle. Die eigentliche Brücke zu diesem bildet vielmehr das Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus. Die Beziehung zwischen beiden wird sich dann am leichtesten anknüpfen und fruchtbar gestalten, wenn vom Lehrer vor allem den Erziehungsaufgaben im Unterschiede vom eigentlichen Unterricht verständnisvolle Teilnahme entgegengebracht wird. Dazu bedarf es freilich auf seiner Seite einer Steigerung des pädagogischen Interesses und eines freieren Blickes für allgemeine Erziehungsfragen, als bislang infolge mangelhafter Vorbildung durchweg anzutreffen war. Auch im Verkehr mit einer weiteren Öffentlichkeit, also im Gespräch mit Angehörigen anderer Berufsclassen, sollte der Oberlehrer in erster Linie seine Stellung als Erzieher hervortreten lassen, dagegen sehr zurückhaltend sein in der Erörterung des eigentlich Technischen, Schulmäßigen, sowohl was den Lehr- und Lernbetrieb wie auch die Zucht angeht. Diese Dinge werden von dem Außenstehenden als kleinlich und schulmeisterlich empfunden, so notwendig sie nun

einmal zur Erziehungstätigkeit gehören. Aber haben nicht auch andere Berufe, wie der des Rechtsanwaltes oder des Arztes, Seiten, die dem Unbeteiligten als niedrig, wenig geistig, ja fast unwürdig erscheinen müssen? Der höhere Lehrer soll nach Wilhelm Münch („Geist des Lehramts“, zweite Auflage, S. 493) „in den weiteren Lebenskreisen, in denen er sich bewegt, echte Bildung vertreten und echtes Bildungsstreben, auch — wenngleich er selbst forschend oder darstellend nicht mitzuarbeiten vermag — wissenschaftlichen Sinn und Geist. Er soll womöglich inmitten einer Gesellschaft, der der Begriff der Bildung immer ins Vage oder Wertlose zu zerfließen droht, eine ernstere Auffassung derselben immer wieder fühlen lassen.“ Der Beamtencharakter des Oberlehrers, obwohl er noch nicht allgemein anerkannt ist, hat zweifellos zu seiner gesellschaftlichen Hebung beigetragen; aber er hat auch seine Gefahren, da er einer schematischen, ungeistigen Auffassung des Berufes Vorschub leisten könnte. Und wenn in den letzten Jahrzehnten der schneidige Reserveleutnant vielleicht der häufigere Typus in der Lehrermwelt war als der gelehrte, aber weltfremde, unpraktische Bücherwurm (E. Reiche, „Der Lehrer“, 1901, S. 135), so liegt das hauptsächlich an dem Streben, auch im äußeren Auftreten den Staatsbeamten hervorzulehren. Demgegenüber bemerkt Norrenberg („Die deutsche Schule nach dem Weltkrieg“, 1916, S. 257): „In unsere Zeit paßt nicht mehr das alte Professorenoriginal, das im feierlichen Gewande einherschritt und ganz in seinen Büchern lebte, aber auch nicht der mit äußerem Schneid auftretende Philologe der achtziger und neunziger Jahre, der sein Standesbewußtsein möglichst kräftig zur Schau stellen mußte, um sich die Möglichkeit einer angemessenen Lebenshaltung mühsam zu erringen. Zeitgemäß ist nur noch der geistig vielseitig angeregte Mensch mit offenem Blick und offenem Herzen, der bei aller männlichen Kraft und bei allem durchgreifenden Wollen in der ernstesten Tagesarbeit ein liebenswürdiges Verständnis hat für des Kinderherzens jugendliche Eigenart mit seinen Sorgen und Freuden.“ Solche vielseitig angeregten Menschen mit offenem Blick und offenem Herzen werden auch leicht das Vertrauen der Öffentlichkeit erringen und so auf weitere Kreise wirken können.

Über die Art dieses Einflusses müssen wenige Andeutungen genügen. Zusammenfassend könnte man als ihr Ziel die gesamte Volksbildung und die Jugendfürsorge bezeichnen, die ja in Zukunft voraussichtlich eine noch größere Bedeutung haben wird als bisher. Da ist es denn zunächst wünschenswert, daß geeignete Persönlichkeiten aus dem höheren Lehrstande in den Ausschüssen und Vorständen der Vereine, die solchen Zwecken gewidmet sind, zahlreich vertreten sind. Gegenwärtig ist bei der Auswahl für solche Stellungen weniger Bildung und Sachkenntnis als äußeres gesellschaftliches Ansehen, Besitz und Titel maßgebend. Man wird neben Männern mehr praktischen Sinnes in den meisten Fällen doch auch der wissenschaftlich und pädagogisch Einsichtigen bedürfen. Bei der außerordentlichen Bedeutung des Schulwesens in Staat und Gemeinde ist es auffallend, daß (nach Ausweis von Kunzes Kalender 1916)

in 499 preußischen Städten, die höhere Knabenschulen besaßen; nur 56 Stadtverordnete aus dem Oberlehrerstande gewählt waren. Was die Volksbildung angeht, so geben zunächst Volksunterhaltungsabende Gelegenheit, die Wissenschaft einem größeren Kreise zu vermitteln und zugleich auch mit anders garteten Bevölkerungsschichten in Verbindung zu treten. Eine Ausdehnung der Interessen über das eng Fachwissenschaftliche wird die mannigfachsten Gebiete erschließen, die in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gegenwart stehen. Der Germanist möge sich der neuesten Literatur- und Kunstbewegung widmen; dem Historiker liegt das politische, soziale und wirtschaftliche Leben nahe; der Mathematiker und Naturwissenschaftler sieht sich auf statistische und technische Fragen hingewiesen, der Biologe auf Volkshygiene, Bevölkerungslehre, auch auf wirtschaftlich-soziale Probleme. Ein weites Feld zu fruchtbarer Arbeit im Dienste des Volkes tut sich hier auf. Und weit entfernt, daß solche Tätigkeit dem Schulbetriebe, der freilich immer die erste Pflicht des Lehrers bleibt, Schaden müßte, kann sie vielmehr belebend und erfrischend auf ihn zurückwirken. Denn nur wer das Leben in der Fülle seiner Anforderungen und Bedürfnisse kennt, dürfte auch volles Verständnis für Schule und Jugenderziehung besitzen. Ja, die Schule der Zukunft soll (nach der Forderung Hugo Gaudigs („Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft“, herausgegeben von Jakob Wychgram, 1916, S. 94) selbst ein „Lebenskreis“ sein, in dem sich reiches, mannigfaltiges Leben entfalten kann. Nicht nur vom Katheder aus, sondern aus der Wirklichkeit des Lebens soll die Jugend betrachtet werden. — Daß der Philologe bei der öffentlichen Teilnahme an politischen und religiösen Angelegenheiten sich einer gewissen taktvollen Zurückhaltung zu befleißigen hat, ist durch seine Stellung als Jugenderzieher und freilich noch mehr durch die unerquicklichen Partei- und Konfessionsverhältnisse bedingt. Wem es aber gelingt, feste persönliche Überzeugungen mit wahrer Duldsamkeit und Gerechtigkeit gegen Andersdenkende zu vereinigen, der wird gerade als Jugendbildner einen starken sittlichen Einfluß ausüben können.

Was mit allem Gesagten verlangt wird, ist also ein erhöhtes Kulturbewußtsein, eine Erweiterung der bisher zu engen Bestrebungen des höheren Lehrerstandes wie überhaupt der akademischen Berufe. Es muß bei ihnen das Gefühl entstehen, zu einer führenden Rolle in der nationalen geistigen Bewegung der Zukunft berufen zu sein. Wir bedürfen dringend einer Aristokratie des Geistes als Gegengewicht gegen die Geldaristokratie des Industrialismus wie auch gegen eine allzu demokratische Verflachung unserer Bildung. Diese neue Aristokratie muß sich als Trägerin und Hüterin einer geistigen Kultur wissen, deren Erhaltung für das Leben des Staates noch wichtiger ist als die bloß technische Zivilisation, die uns Menschen der Gegenwart ganz in ihren Bann gezwungen hatte. Es bleibt schließlich doch das Wort Platons zu Recht bestehen, daß im vollkommenen Staate die im tiefsten Sinne Einsichtsvollen und Gebildeten — Plato nannte sie die Philosophen — herrschen sollten.